

Qais Akbar Omar

DIE FESTUNG
DER NEUN TÜRME

Qais Akbar Omar

DIE FESTUNG
DER NEUN TÜRME

Die Geschichte meiner
afghanischen Familie

Aus dem Englischen von
Leon Mengden

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel »A Fort of Nine Towers«
bei Farrar, Straus and Giroux, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *EOS*
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Österreich.

1. Auflage

Copyright © 2013 by Qais Akbar Omar

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

beim C. Bertelsmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Karten auf S. 9 bis 11 2013 by Jeffrey L. Ward

Vorsatzkarte: Peter Palm, Berlin

Umschlag: buxdesign, München, unter Verwendung

einer Vorlage von Stuart Wilson/Picador UK nach einem Bild

von © Mohammad Kheirkhah/UPI Photo

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-10167-4

www.cbertelsmann.de

Lange habe ich meinen Kummer in meinem Herzen
eingesperrt. Nun teile ich ihn mit euch. Ich hoffe, ihr
seid stark genug, diese Bürde zu tragen.

Qais Akbar Omar

Inhalt

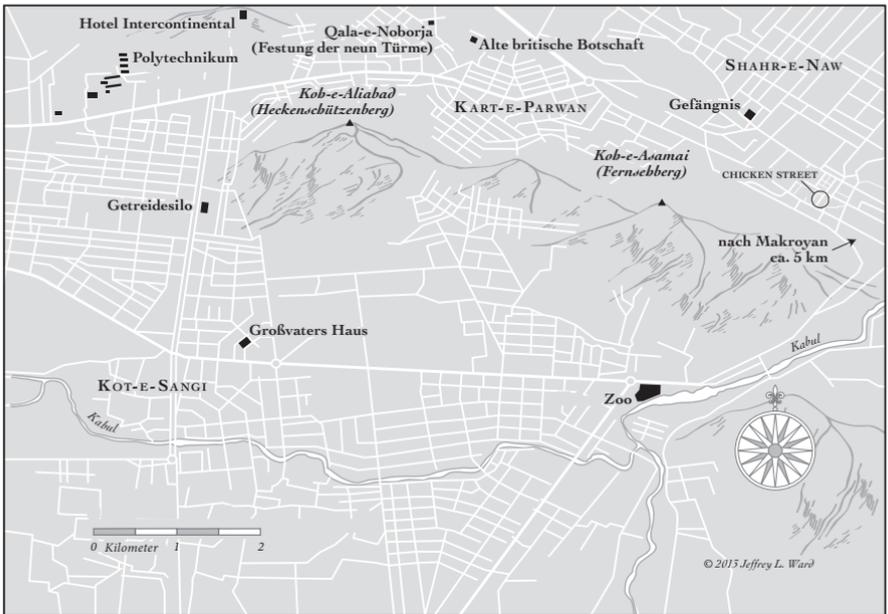
Prolog	15
TEIL 1 – DIE HEILIGEN KRIEGER	
1 In der Zeit davor	23
2 <i>Allahu Akbar</i>	39
3 Die andere Seite des Berges	59
4 Wieder eine Familie	78
5 Der lange Weg nach Hause	97
6 Unter der Erde	126
TEIL 2 – FLUCHT	
7 Der Norden	161
8 Im Garten von Hamzas Vater	186
9 Im Kopf des Buddha	206
10 Im Niemandsland	227
11 Meine Lehrerin	240
12 Die Karawane	259
TEIL 3 – IM ZEITALTER DES TEUFELS	
13 Das Gold	303
14 Wakeel	320
15 Inferno	331
16 Der Hund	342

TEIL 4 – DER TRIUMPH DES WAHNSINNS

17	Eine neue Art Gerechtigkeit	353
18	Gefängnis	380
19	Ein kostbares Juwel	390
20	Um Haareslänge	401
21	Das Geheimnis der Tauben	409
22	Die Taliban-Universität	424
23	Großvater	438
24	Ein Knoten zur Zeit	453
25	Veränderung liegt in der Luft	472
	Epilog: Es ist noch ein weiter Weg	490
	Nachwort	510
	Dank	511

KARTEN

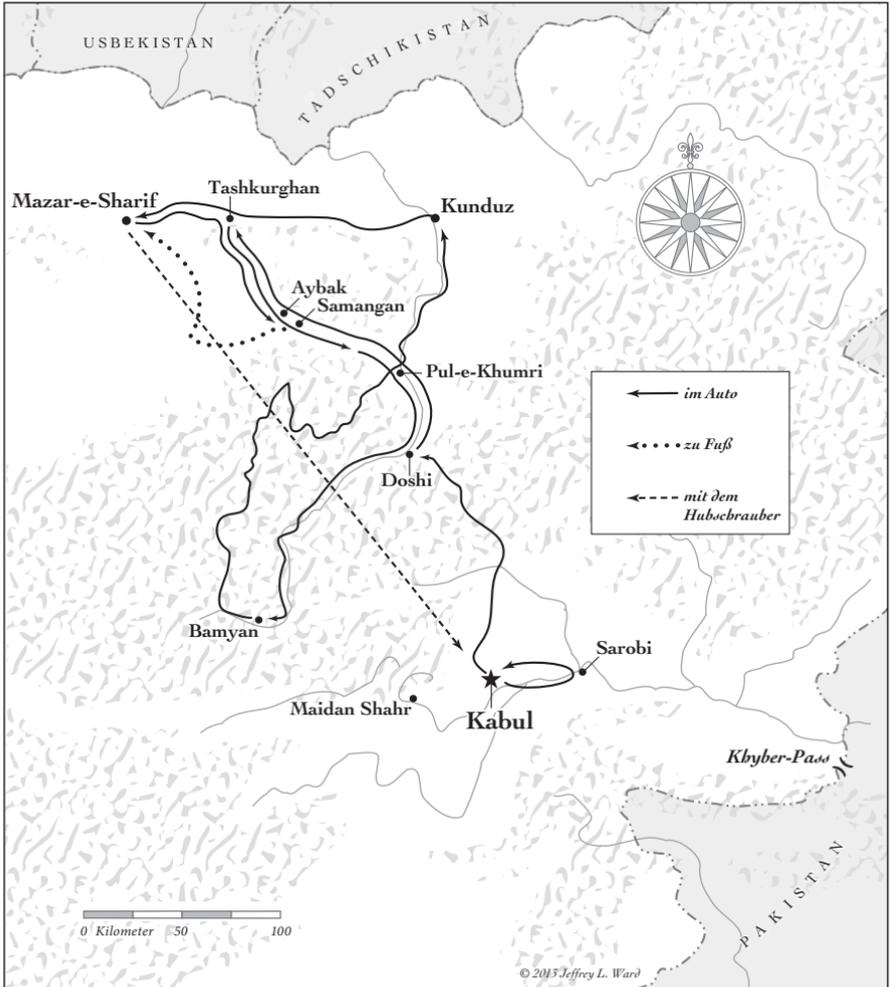
Kabul



Afghanistan



Die Reise meiner Familie



Wenn sich Kummer in deinem Herzen einnistet, wo
bleibt dann ein Ort für die Freude?

Der Kummer und die Freuden des Lebens gehen Hand
in Hand.

Niemand kann sie voneinander trennen, nur *Er*, der sie
geschaffen hat.

Wahre Männer sterben nicht eines Todes; sondern wenn
der Tod sie findet.

Wahre Männer sterben nicht eines Todes; sondern wenn
ihr Name ausgelöscht wird.

Wenn der Name eines Mannes mit Respekt genannt
wird, wird er unsterblich.

Worte meines Großvaters

Prolog

Die Anrufe kommen immer früh am Morgen. Manchmal bin ich noch beim Gebet, wenn ich oben das Telefon meiner Mutter läuten höre. Ich beuge mich vor, berühre mit meiner Stirn den Teppich und gebe mir besondere Mühe, mich auf die uralten Verse zu konzentrieren, die ich in meinen Gedanken beständig wiederhole.

Allahu Akbar. Subhana rabbiyal A'ala ...

Noch ehe meine Mutter den Hörer abnimmt, weiß ich bereits, wer da anruft.

Es ist meine Tante aus Kanada. Sie ist gerade von einer Hochzeitsfeier nach Hause gekommen, auf der sie eine Familie mit einer Tochter kennengelernt hat, einem sehr hübschen Mädchen, äußerst intelligent, und lustig noch dazu. Eine wirklich gute Familie. Sie stammen aus Kabul oder Kandahar oder auch Mazar-e-Sharif, und unser Großvater war mit dem Onkel bekannt ... Aber es kann auch sein, dass der Vater des Mädchens mit dem Cousin unseres Nachbarn, der das Hotel Ariana vor dessen Zerstörung geleitet hat, auf die Habiba-Oberschule gegangen ist, oder ...

Qul Huw Allahu 'Abadun. Allahu As-Samadu, Lam Yalid Wa Lam Yulad, Wa Lam Yulad, Walam Yakun Labu Kufuan 'Abadun.

Eine meiner Tanten wohnt schon seit dreißig Jahren in Kanada. Sie dürfte wohl sämtliche Afghanen kennen, die dort leben. Sie hat vielen von ihnen nach ihrer Einreise geholfen, obwohl sie selber damals eine junge Witwe mit einer kleinen Tochter in

einem fremden Land war, mit dessen Sprache sie ihre liebe Not hatte. Afghanen aber vergessen nie eine Gefälligkeit. Wo meine Tante auch hingeht, wird sie von all jenen, denen ihre Hilfe einmal zuteil geworden ist, willkommen geheißen und für die Güte ihres Herzens respektiert. Beinahe jede Woche, außer natürlich während des Ramadan, wird sie zu einer Hochzeit eingeladen.

Diese Hochzeiten sind es, auf denen meine Tante all den jungen Frauen wiederbegegnet, die sie schon von Geburt an kennt. Sie hat mitverfolgt, wie sie heranwachsen, hat gesehen, wie sie aus den Chancen und Möglichkeiten, die sich ihnen nie geboten hätten, wenn ihre Familien die letzten drei Jahrzehnte in Kabul verbracht hätten, das Allerbeste für sich gemacht haben. Und während dieser ganzen Zeit trug meine Tante stets eine Liste möglicher zukünftiger Ehemänner für sie im Kopf mit sich herum – Neffen, Nachbarn, Söhne früherer Schüler von ihr aus der Zeit, als sie noch Lehrerin war – und wartete auf den Tag, an dem sie sich als hilfreich würde erweisen können.

Inna a'taynaka al-kawthar, Fa-salli li-Rabikka wanbar, Inna shani-aka huwal abtar.

Ich bin neunundzwanzig Jahre alt. Ich habe einen Universitätsabschluss. Ich habe meinen eigenen Teppichhandel und mache zuweilen sogar Geschäfte mit den Ausländern. Ich habe noch meine beiden Arme und Beine, was im mit Minen übersäten Afghanistan schon etwas heißen will. Ich komme aus einer guten Familie und bin noch nicht verheiratet. Meiner Urururgroßmutter – an deren Namen sich niemand erinnert, weil sie eine Frau war und dazu auch noch von irgendwelchen zentralasiatischen Vorfahren mit mongolischen Wurzeln abstammte – habe ich es zu verdanken, dass ich ein Paschtune mit Hazara-Augen bin. Ich bin die Verkörperung dieser auf der ganzen Welt verbreiteten Mischung aus verschiedenen ethnischen Gruppen, die man Afghanen nennt.

Ich bin der Grund dafür, dass meine Tante auch dann auf Hochzeitsgesellschaften geht, wenn sie abends eigentlich schon zu müde ist oder wenn hoher Schnee liegt. Ich gebe ihr etwas,

worüber sie sprechen, mit dem sie prahlen kann. Ich verkaufe Teppiche. Sie verkauft mich. Ihre größte Hoffnung ist, dass ich eines Tages irgendwo leben könnte, wo ich es zu Wohlstand bringen kann und außerdem in Sicherheit bin.

Wie aber soll ich ihr klarmachen, dass ich – obwohl es völlig verrückt klingt – Afghanistan liebe? Dass ich glücklich darüber bin, Afghane zu sein? Dass ich mithelfen möchte, wiederaufzubauen, was so viele andere zerstört haben? Ich weiß, dass das viel Zeit in Anspruch nehmen wird. Ich verstehe das gut. Ich bin Teppichknüpfer. Ich weiß, wie lange ein Knoten auf den anderen folgt, bis ein Muster erkennbar wird.

O Gott – bitte verknüpfe mein Schicksal mit dem dieser Menschen, die mir mehr bedeuten als alle anderen auf der Welt.

Ameen.

Wenn ich meine Gebete beendet habe, setze ich mich an die hohen Fenster, von denen man einen Blick auf die Universität von Kabul und die Berge dahinter hat. Selbst zu dieser frühen Stunde liegt ein so dichter Staubschleier über der Stadt, dass man im Schimmer der Morgendämmerung kaum die Umrisse der zerklüfteten Gipfel erkennen kann.

Kabul ist zu einem sehr staubigen Ort geworden. Wie viele Millionen Menschen leben jetzt hier? Niemand weiß das. Als ich noch klein war, waren wir nur achtzigtausend Einwohner. Eine große Stadt mit großen Häusern, die große Gärten hatten. Nun leben wir wie die Ziegen an Berghängen, und zwar auf einem Land, das uns von einem fremden Besatzer verkauft worden ist.

Hinter den Bergen steigt die Sonne auf und brennt sich mit schmutzig-grellem Schein durch den Staub. Das Kissen, auf dem ich mich zurücklehne, ist von Nomaden hergestellt worden, die auf der Suche nach einem Flecken Weideland für ihre Herden jedes Jahr meilenweit verdorrtes Land durchwandern. Auch unter meinen Vorfahren waren Nomaden, bis mein Großvater sich in Kabul niederließ. Jetzt halten wir keine Tiere mehr – abgesehen von der Katze auf dem Dach.

Meine jüngste Schwester bringt mir eine Thermoskanne mit

grünem Tee und die Nachricht, dass unsere Tante aus Kanada angerufen hat. Ich verrate nicht, dass ich mir das bereits gedacht habe; ich möchte ihr die freudige Erregung nicht verderben, mit der sie mir davon berichtet. Sie hat ein boshaftes Funkeln in den Augen. Ich weiß, dass sie sich nur zu gerne über das Mädchen, von dem meine Tante ihr erzählt hat, lustig machen möchte. Inzwischen hat meine Mutter natürlich meine vier Schwestern, die noch zu Hause wohnen, in sämtliche Einzelheiten eingeweiht. Es dürfte also nicht lange dauern, bis auch meine ältere Schwester, die schon verheiratet ist, alles zu hören bekommen wird. In Afghanistan sind Erörterungen über das Heiraten eine Angelegenheit der ganzen Familie, und man vertreibt sich gerne lange und ausführlich die Zeit damit. Meine jüngste Schwester ist sich immer noch nicht ganz schlüssig, ob ich für einen Scherz empfänglich bin oder ob ich sie einfach nur aus dem Zimmer schicken werde.

Schließlich geht sie, in sich hineinkichernd, davon. Wenn ich je von hier fort muss, wird sie mir so sehr fehlen, dass ich es kaum ertrage, auch nur daran zu denken.

Manchmal frage ich mich, ob es Großvater schwergesfallen ist, die weiten Steppen, die er in seiner Jugendzeit durchwanderte, gegen die beengenden Wände der Großstadt einzutauschen. Und dann muss ich auch an meinen spirituellen Lehrer denken, Maulana Jalaluddin Mohammad Balkhi, von aller Welt nur Rumi genannt. Er musste fliehen, als das größte Vorbild unserer heutigen Kriegsfürsten, Dschingis Khan, über unser Land hereinbrach und alles dem Erdboden gleichmachte.

Es ist Zeit, zum Frühstück nach oben zu gehen. Mein Vater ist bereits mit dem Fahrrad losgefahren, um seine Oberschulklasse in Physik zu unterrichten. Auch meine Mutter bereitet sich darauf vor, ins Büro zu fahren. Sie koordinieren dort die Hilfsmaßnahmen für Opfer von Naturkatastrophen. Meine beiden jüngsten Schwestern brechen gerade in ihre Lehrinstitute auf; sie rücken ihre weißen Kopftücher zurecht, während sie zur Tür hinaus und dann den Hügel hinunter gehen.

Eine meiner Schwestern hat mir in der Küche etwas Joghurt und Obst hingestellt. Mein einziger Bruder, der fast zehn Jahre jünger ist als ich, macht im Zimmer über mir seine Fitnessübungen und lässt beim Seilspringen kleine weiße Staubwölkchen von der Decke rieseln.

So ist es bei uns jeden Tag. Das sind die morgendlichen Rituale meiner Familie. Diese einfachen Dinge werden immer Teil meines Lebens sein; wenn es überhaupt irgendetwas gibt, dessen ich mir sicher sein kann, dann ist es das.

Ungewissheit hängt so spürbar wie der Dunst in der Luft. Ich kann nicht erkennen, wohin mein Lebensweg mich führen wird. Es liegt nicht in meiner Natur, herumzusitzen und darauf zu warten, dass etwas passiert. Im Augenblick jedoch bin ich unfähig, für die Zukunft zu planen; fürs Erste möchte ich den Blick zurück in die Vergangenheit wenden und aufschreiben, was ich in jenen wenigen sonderbaren und turbulenten Jahren, die ich bisher erleben durfte, alles gesehen habe.

Vielleicht werde ich all diese Dinge eines Tages besser begreifen und vielleicht wird es anderen auch so gehen. Und vielleicht trägt dieses Buch ja dazu bei.

Inch'allah.

TEIL 1

DIE
HEILIGEN
KRIEGER

1

In der Zeit davor

In der Zeit vor den Kämpfen, vor den Granaten, vor den Kriegsfürsten und ihren falschen Versprechungen, vor dem Verschwinden so vieler Menschen, die wir kannten, in Grablöchern oder in fremden Ländern, vor den Taliban und ihrem Wahnsinn, bevor der Geruch des Todes den ganzen Tag lang in der Luft hing und die Erde mit Blut getränkt war, ging es uns gut.

Wir haben keine Fotos. Es war zu riskant, sie während der Herrschaft der Taliban aufzubewahren, also haben wir sie vernichtet. Doch die Erinnerung daran, wie unser Leben war, bevor die Hoffnung aus Afghanistan verschwand, ist uns deutlich und klar erhalten geblieben.

Meine Mutter trägt ihren kurzen Rock; sie sitzt in ihrem Büro in der Bank und bedient eine lange Warteschlange von Kunden. Sie genießt Respekt, weil sie sich im Bankwesen auskennt und immer eine Lösung für die Probleme der Menschen findet.

Wenn er in seiner Schlaghose auf seinem Motorrad durch die Straßen von Kabul brettet, sieht mein Vater aus wie ein Filmstar. Hin und wieder schnallt er mich mit einem stramm angezogenen Gürtel an seinem Rücken fest. Sein langes Haar wird vom Wind aufgeweht, als wir losfahren. Wenn er sich so scharf in die Kurven legt, dass die metallenen Schutzkappen, die er an seinen Knien trägt, über das Straßenpflaster schrammen, sprühen Funken. Am nächsten Tag erzähle ich dann meinen Klassenkameraden davon und mache sie neidisch.

Einer meiner Onkel begibt sich regelmäßig auf Geschäftsreisen in andere Länder und kommt stets nach der neuesten Mode gekleidet zurück. Großvater – das dicke weiße Haar akkurat gekämmt – sieht ebenfalls sehr elegant aus in den feinen, maßgeschneiderten Anzügen aus Italien, mit denen er seinen Wohlstand zur Schau stellt. Wenn er ein Zimmer betritt, steht er sogleich im Mittelpunkt.

Großvater ist ein beeindruckender Mann, stattlich, mit breiten Schultern und einem dunkel gebräunten Gesicht. Im Gegensatz zu vielen anderen Afghanen rasiert er sich jeden Tag. Aber es waren schon immer seine bemerkenswerten Augen, die am meisten an ihm auffielen. So tiefgründig. So gebieterisch. So gütig.

Diese Bilder erscheinen mir in einer raschen Abfolge. Zuweilen verbinden sie sich auch zu kurzen Szenen.

Mein Vater ruft mir zu, dass ich mich fertig machen soll. Ich öffne die Augen und schaue auf die Uhr über meinem Bett. Es ist noch zu früh für die Schule, aber was könnte ich ihm schon entgegensetzen? Er ist mein Vater. Ich bin sein Sohn. Bei uns Paschtunen müssen die Söhne ihren Vätern gehorchen.

Doch ich möchte noch nicht aufwachen. Ich reibe mir die Augen. Mein Vater hört nicht auf zu rufen: »Steh auf! Zieh deine Boxhandschuhe an. Ich warte im Ring auf dich.« Er will, dass ich vor dem Frühstück mit ihm trainiere. Er hat gerade damit angefangen, mich zu einem so berühmten Boxer aufzubauen, wie er selbst einer ist, damit ich dann so wie er in internationalen Turnieren kämpfen kann.

Ich hasse das frühe Aufstehen, aber ich liebe es, mit meinem Vater zu trainieren. Er lässt sich immer von mir besiegen, obwohl ich erst sieben Jahre alt bin.

Ich mag auch die Schule. Ich fehle nie. Ich bin klug und beliebt. Gelegentlich beschwerten sich meine Kameraden beim Direktor, wenn ich sie ins Gesicht schlage. Aber der Schuldirektor stellt

sich schützend vor mich, denn er ist der beste Freund meines Großvaters. Allerdings schenkt er mir nie ein Lächeln.

Meine Schwester und ich gehen auf dieselbe Schule. Sie ist anderthalb Jahre älter als ich und noch klüger und noch beliebter, aber sie prügelt sich niemals mit anderen Mädchen, obwohl sie die Tochter eines bekannten Boxers ist.

Im Haus meines Großvaters schlägt das Herz unserer Welt.

Er hat es gebaut, als er noch Oberbuchhalter der *Bank-e-Millie*, der Nationalbank von Afghanistan, war. Afghanistan war damals ein wohlhabendes Land, und Großvater ahnte schon, dass Kabul eines Tages über seine tausend Jahre alten, verwinkelten Gassen entlang des Flusses mit dem gleichen Namen hinauswachsen würde.

Er kaufte ungefähr zwei Hektar Land auf der Rückseite des kleinen, steilen Berges mit den zwei Gipfeln, der Kabul seit Jahrhunderten auf seiner südlichen und auf seiner westlichen Seite Schutz bietet. Das Land dahinter war zu der Zeit reines Ackerland mit ein paar Lehmhüttendörfern dazwischen, aber das sollte nicht mehr lange so bleiben.

Großvater hatte sich das Land genau angesehen, sich mit den Bauern unterhalten, die es kannten, und dann mit Sorgfalt das Stück mit dem besten Brunnen ausgewählt, sodass wir selbst in den trockensten Monaten, wenn unsere Nachbarn damit haushalten mussten, immer genug Wasser hatten. Großvater umgab fast seinen ganzen Grund und Boden mit einer stabilen Zementmauer, reservierte einen Teil seines Besitzes jedoch für eine Schule für all die Kinder, deren Familien, wie er wusste, das Ackerland bald in ein Siedlungsgebiet verwandeln würden.

Mein Vater und sechs seiner sieben Brüder lebten mit ihren Frauen und Kindern glücklich und zufrieden innerhalb der Grundstücksmauern meines Großvaters. Ich hatte mehr als fünfundzwanzig Cousins und Cousinen, mit denen ich spielen konnte, die meisten davon in meinem Alter. Jede Familie verfügte über zwei eigene, geräumige Zimmer in einem großen, eingeschossigen Haus auf der einen Hofseite; die Zimmer meines

Großvaters befanden sich auf der gegenüberliegenden Seite. Von den Fenstern aus hatte man einen Blick über den großen Garten mit seinen sechzig McIntosh-Apfelbäumen. Der Cousin meines Großvaters hatte sie als kleine Zweiglein aus Amerika mitgebracht und sie dann auf heimische Apfelbaumwurzeln aufgepfropft. Solche Apfelbäume gab es sonst kaum in Afghanistan, und er war sehr stolz auf sie.

Am anderen Ende des Besitzes befand sich ein Gebäude von der Länge eines ganzen Häuserblocks und mit zwei Wohnetagen über den Läden an der Straße. Diese Wohnungen vermietete Großvater an Leute, die nicht mit uns verwandt waren. Sämtliche Fenster darin gingen auf die Straße hinaus; kein Afghane würde es Fremden gestatten, einen Blick in den Garten seiner Familie zu werfen.

In einem der Läden eröffnete mein Vater ein Fitnessstudio. Jeden Tag kamen nach der Schule Dutzende von jungen Männern dorthin, um das Boxen zu trainieren. Mein Cousin Wakeel und ich sahen ihnen von der Straße aus zu, wie sie auf den Punchingball eindroschen und Liegestütze machten oder sich im Seilspringen übten, während mein Vater mit einem oder sogar zweien von ihnen in dem Boxring stand, den er selbst aufgebaut hatte.

Wakeel war sieben Jahre älter als ich. Er war für mich der ältere Bruder, den ich nie hatte; und für ihn war ich der jüngere Bruder, den er so gern gehabt hätte. Er erlaubte mir, ihn als Punchingball zu benutzen, wenn ich die Boxer nachahmte, und jedes Mal, wenn ich ihm einen Hieb versetzte, lachte er.

Großvater, der zu dieser Zeit schon seinen Abschied von der Bank genommen hatte und auch nicht mehr für die Zollverwaltung arbeitete, benutzte einen der größeren Läden als Lager für seine Teppiche. Dieser Laden hatte eine schwere Tür mit einem robusten Schloss und war erfüllt von dem süßen, intensiven Lanolingeruch von Wolle. Mein Großvater bewahrte hier Tausende von Teppichen auf, und meine Cousins und ich hüpfen nur zu gerne von einem hohen Stapel Teppiche auf den nächsten.

Meine sämtlichen Onkel hatten alle ihr eigenes Geschäft – außer Wakeels Vater; der war Major in der afghanischen Nationalarmee. »Geschäfte sind mir zu riskant«, pflegte er immer zu sagen, »die meisten Geschäftsleute bekommen Herzinfarkte oder sterben schon früh.« Er war der älteste Sohn meines Großvaters, und so kam ihm ein besonderer Rang in unserer Familie zu. Er und seine Frau genossen von seinem Armeesold ein entspanntes Leben mit Wakeel, meinem Lieblingscousin, und ihren beiden Töchtern.

Eines Tages ging er zu seiner Dienststelle und kam nie zurück. Wir wissen bis heute nicht, ob er tot ist oder noch lebt. Das war zu der Zeit, als ich zum ersten Mal das Wort »Kommunisten« gehört habe, aber damals wusste ich noch nicht, was es bedeutete. Über fünfundzwanzig Jahre lang hat seine Frau nun schon darauf gewartet, dass er wieder nach Hause kommt. Immer noch stürzt sie zur Tür, sowie jemand klopft.

Mein Vater war der dritte Sohn. Wie auch alle meine Onkel hatte er nur eine Frau. In unserer Familie war es nicht üblich, mehr als eine Frau zu haben.

Unsere Nachbarn verehrten meinen Vater wie einen Heiligen. Sie kamen ihn besuchen und redeten dann mit ihm über ihr Geschäft und ihre Probleme. Sie nannten ihn *Lala*, »älteren Bruder«, obwohl einige von ihnen selber schon älter waren als er. »Dein Geist ist weiser, als du an Jahren zählst«, sagten sie zu ihm. Er war ein Mann, der nie vor einer neuen Herausforderung zurückschreckte. Das Wort »nein« existierte nicht in seinem Wortschatz.

Er war auch der einzige der Söhne seines Vaters, der sich mit Teppichen abgab. Seine fünf jüngeren Brüder betrachteten Teppiche als etwas aus der Vergangenheit; sie blickten in die Zukunft und verdienten ihr Geld auf modernere Art und Weise.

Einer importierte Güter aus Russland, während zwei andere seit Langem mit dem Plan beschäftigt waren, ausländische Medikamente einzuführen, um Apotheken in ganz Afghanistan damit zu beliefern.

Oft trafen wir uns alle gemeinsam zum Abendessen; dann saßen über fünfzig Personen auf Kissen um ein großes Tuch herum, das auf dem stets sauber gemähten Rasen, den mein Großvater in einer Ecke unseres Grundstücks gesät hatte, ausgebreitet lag. Über uns hingen kleine, bunte Glühbirnen. Nach dem Essen setzten sich mein Großvater und seine Söhne in einem Kreis zusammen und sprachen über ihre Geschäfte oder darüber, auf welche Universitäten in Europa oder Amerika sie meine Cousins und mich schicken sollten.

Die Frauen bildeten einen separaten Kreis, um über ihre eigenen Dinge zu reden. Es lag in der Verantwortung der älteren Frauen, für die jüngeren, die beiden unverheirateten Schwestern meines Vaters etwa, die bei uns lebten, eine gute Partie aufzutun. Seine beiden älteren Schwestern waren bereits verheiratet und in die Häuser der Familien ihrer Ehemänner in anderen Stadtteilen von Kabul gezogen. In die Diskussionen über mögliche Heiratskandidaten wurde die ganze Familie mit einbezogen; diese konnten sich monatelang hinziehen, bis eine Entscheidung getroffen war.

In einem weiteren Kreis saßen meine Cousins und Cousinen und ich, Jungen und Mädchen gemeinsam, und erzählten uns gegenseitig gruselige Geschichten oder sahen hinauf in den klaren Nachthimmel von Kabul, über den der Mond und die Sterne verstreut waren. Wenn wir müde wurden, uns Geschichten zu erzählen, malten wir uns aus, was für verschiedene Tiere die Sterne darstellten, und lachten viel dabei.

Von Zeit zu Zeit nahmen mein Vater oder einer meiner Onkel uns Kinder nach dem Essen auch auf die andere Seite des Berges mit, um uns im Park von Shahr-e-Naw ein Eis zu kaufen oder mit uns in eines der Kinos von Kabul zu gehen, wo ein indischer oder ein amerikanischer Film lief.

Kabul war damals wie ein einziger großer Garten. Bäume, deren Äste einander an den Wipfeln berührten und so eine Reihe hoher Arkaden aus Blättern bildeten, säumten die breiten Alleen; überall in der Stadt gab es gepflegte Parks, in denen langstie-

lige, rosafarbene Malven mit leuchtend orangen Ringelblumen und Rosen in Hunderten von Farbschattierungen um die Aufmerksamkeit der Spaziergänger wetteiferten. Jedes Haus hatte einen Garten mit Granatapfel-, Mandel- oder Aprikosenbäumen; selbst der Berg mit den zwei Gipfeln war mit niedrig wachsenden Wildkräutern und Gräsern bedeckt, die mit dem Regen im Frühjahr zum Leben erwachten. Sowohl im Frühling als auch im Herbst war der Himmel voller bunter Wasservögel, die auf ihrem Weg zwischen den russischen Steppen und Indien in den Feuchtgebieten um die Stadt herum eine Rast einlegten. Uralte unterirdische Tunnel führten Wasser aus den Bergen heran, so dass unsere Gärten beständig grün blieben.

An jedem Freitag, dem heiligen Feiertag der Moslems, an dem Schulen und Geschäfte geschlossen blieben, brachten wir ein üppiges Mittagsmahl in einen der Gärten unserer Nachbarn oder zu einem der Picknickplätze am Qargha-See oder im Paghman-Tal, mitunter sogar ganz hinauf bis zum Salang-Pass hoch oben in den Bergen des Hindukusch, eine Autostunde von Kabul entfernt. Das waren solche Tage, die Großfamilien wie die unsere gemeinsam verbrachten, um wieder einmal mit allen zusammen zu sein, miteinander zu scherzen und Klatsch und Tratsch auszutauschen.

Meine Cousins und ich kletterten in den Bergen herum, während die Älteren es sich im Schatten von Weiden oder der breit gefächerten Äste der Platanen auf großen Kissen bequem machten. Meine unverheirateten Tanten waren eifrig damit beschäftigt, Wasser für die anderen zu kochen, die jede Menge Tee tranken. An diesen langen Nachmittagen erzählte man sich gegenseitig auf irgendeinem unwichtigen Ereignis beruhende, aber wüst aufgebauschte Geschichten, über die alle lachen mussten, und jeder versuchte, den anderen dabei zu übertreffen – so sind wir Afghanen eben. Und meine Mutter war darin die Beste.

Meine Onkel trommelten auf Tablas, und mein Vater spielte auf einer Holzflöte – obwohl er niemals Unterricht gehabt hatte.

Wir blieben immer bis spät in den Abend da draußen, sangen, tanzten und kochten über einem offenen Feuer unser Essen.

Auf diesen Ausflügen wurde manchmal unser Schulwissen abgefragt, und wir beteiligten uns alle mit Feuereifer daran. Wer die meisten Punkte bekam, konnte von den übrigen Cousins oder Cousinen verlangen, dass sie kauften, was immer er oder sie sich wünschte – ganz gleich, was es kostete. Unsere Eltern waren die Schiedsrichter und jubelten lautstark, sooft einer von uns die richtige Antwort wusste. Zuweilen endeten diese Wettbewerbe mit einem Gleichstand, und das haben wir Kinder immer gehasst.

Ab und zu kam es auch vor, dass wir unter uns Cousins in einen Streit gerieten. Dann konnte es sein, dass wir danach für einen oder zwei Tage nicht miteinander redeten; länger hielten wir das jedoch nie durch, denn unsere Spiele waren uns wichtiger, und die zogen sich endlos hin, ob wir uns nun im Garten versteckten oder Murmeln schnipsten oder in dem Park in der Nähe unserer Häuser auf unseren Fahrrädern um die Wette fuhren oder – was uns ganz besonderen Spaß machte – vom Dach aus Drachen steigen ließen.

An jedem Nachmittag im Frühling und im Herbst, wenn ein leichter Wind wehte, tummelten sich bis zum Dunkelwerden Hunderte von Drachen am Himmel über Kabul. Drachen steigen zu lassen war mehr als ein Spiel; es war eine Angelegenheit des persönlichen Stolzes, die Schnur eines rivalisierenden Drachens zu durchtrennen. Der Trick bestand darin, die eigene Drachenschnur mit so großer Kraft und Geschwindigkeit gegen die des Gegners prallen zu lassen, dass diese riss.

Wakeel war der Drachenmeister, unser aller Drachenfluglehrer. Die Kinder auf der Straße hatten ihm den Spitznamen »Wakeel, der grausame Schnitter« gegeben, weil er so viele ihrer Drachenschnüre durchschnitten hatte.

Eines Nachmittags sah Wakeel mich an, als wir mit unseren Drachen gerade wieder auf dem Weg hinauf aufs Dach waren, und sagte: »Mal sehen, wer der Bessere ist.« Wie üblich fiel ihm

sein langes Haar in die Stirn und bis hinunter auf seine dichten Brauen. Und seine tief liegenden, dunklen Augen funkelten – auch wie immer.

Ich sagte, ich wäre einverstanden, obwohl ich wusste, dass er meine Drachenschnur in null Komma nichts durchtrennen würde. Aber von frühester Kindheit an war uns beigebracht worden, niemals vor einer Auseinandersetzung zu kneifen, auch dann nicht, wenn wir ganz sicher waren, dass wir unterliegen würden.

Das Dach des Apartmentblocks meines Großvaters war ideal dafür geeignet, darauf Drachen steigen zu lassen. Es erhob sich hoch über die Bäume an den Straßenrändern und war fast wie eine Theaterbühne. Die Leute unten auf der Straße – Erwachsene wie Kinder – würden die Drachen in die Luft steigen sehen und alles stehen und liegen lassen, um zu beobachten, wie es ausging. Ein guter Kampf zwischen zwei Drachen war etwas, worüber noch Tage später geredet wurde.

Nachdem unsere Drachen etwa eine halbe Stunde lang in der Luft waren und wir uns gegenseitig mit Scheinangriffen an der Nase herumgeführt hatten, rief mir Wakeel plötzlich vom anderen Ende des Daches mit erstaunter Stimme zu: »Du hast ja eine ganze Menge gelernt! Früher habe ich nur fünf Minuten gebraucht, um dich runterzuholen, und jetzt kämpfen wir schon über eine halbe Stunde, und du bist immer noch da oben.«

Und dann wandte er auf einmal einen Kniff an, den ich noch nie bei ihm gesehen hatte. Seine Drachenschnur wickelte sich um die meine, als wollte sie sie strangulieren. Ich spürte, wie die Schnur in meiner Hand schlaff wurde, und da sah ich meinen Drachen schon flach auf dem Rücken liegend hin und her wedeln wie ein Blatt im Herbstwind und sich in der Luft immer weiter von mir entfernen.

Wakeel lachte und machte eine große Schau daraus, seinen Drachen noch höher steigen zu lassen, damit jeder unten auf der Straße auch ja sehen konnte, dass er wieder einmal gesiegt hatte. Ich rannte derweil nach unten, um einen neuen Drachen zu holen.

Berar, ein Junge aus der Volksgruppe der Hazara, der unserem Gärtner half, liebte Drachenkämpfe. Während der ganzen Zeit, die ich mit Wakeel wetteiferte, hatte er neidisch jede Bewegung unserer Drachen verfolgt.

Berar war ein paar Jahre älter als Wakeel, groß, gut aussehend und ein fleißiger Arbeiter. Seine Familie wohnte in Bamiyan, wo man die riesigen Buddha-Statuen in den Berg hineingemeißelt hatte. Berar war nicht sein richtiger Name; in der Hazaragi-Sprache bedeutet Berar »Bruder«. Wir wussten nicht, wie er wirklich hieß, und er hatte nichts dagegen, dass wir ihn Berar nannten. Während es zwischen mir und Wakeel immer spannender wurde, konnte Berar kaum noch den Blick von uns abwenden, sodass der alte Gärtner ihn wiederholt ungeduldig ermahnen musste: »Das Unkraut ist im Boden, nicht am Himmel. Guck nach unten.« Der Gärtner war immer sehr streng mit Berar.

»Lass den Jungen doch auch mal«, sagte mein Großvater zu dem Gärtner. Sie arbeiteten gemeinsam an seinen geliebten Rosensträuchern. Ich hatte gerade meinen zweiten Drachen in die Luft steigen lassen, als Großvater Berar zunickte und »Lauf nur« sagte.

Berar kam aufs Dach gerannt, wo ich mich bemühte, an Höhe zu gewinnen und gleichzeitig Wakeels torpedoartigen Attacken auszuweichen. Berar nahm mir die Schnur ab und sagte, ich solle die Spule halten.

Ich hatte Berar noch nie einen Drachen steigen sehen. »*Kashko! Kashko!* Hol ihn ein!«, rief ich ihm immer wieder zu, aber Berar brauchte keine Instruktionen von mir – er wusste genau, was er zu tun hatte. Wakeel rief mir zu, dass ich mir hundert Helfer holen könnte und er mir trotzdem die Schnur durchschneiden würde. So dünn und schlaksig er auch war – Wakeel hatte viel Kraft und holte wie ein Wilder seinen Drachen ein, damit er um meinen kreiste.

Berar ließ unseren Drachen sehr schnell und sehr hoch aufsteigen, und binnen kürzester Zeit flog er höher als der von Wakeel. Plötzlich holte Berar den Drachen so abrupt ein, dass

er wie ein Stein vom Himmel fiel, und mit einem Mal sahen wir Wakeels Drachen von links nach rechts und hin und her torkeln und dann in Richtung Kandahar davonschweben – befreit von der nun schlaff in Wakeels Hand hängenden Schnur.

Ich kletterte auf Berars Schultern und kreischte vor Freude. Die Schnur meines Drachens hatte ich wieder in der Hand. Mein Drache flog so hoch am Himmel, dass er aussah wie ein kleiner Vogel. Auch die Nachbarskinder auf der Straße riefen voller Begeisterung zu uns hoch. Sie hatten nicht mitbekommen, dass Berar es gewesen war, sahen bloß mich auf Berars starken Schultern sitzen und jubelnd schreien: »Wakeel, der grausame Schnitter, ist seinen Drachen los!« Ich bedeckte Berars Kopf mit Küssen. Er war mein Held. Er verlieh mir den Titel »Schnitter des grausamen Schnitters«, obwohl er es doch war, dem ich meinen Sieg zu verdanken hatte.

Wakeel schmollte und redete zwei Tage lang kein Wort mit mir.

Es gab noch einen weiteren Cousin, und der war ein paar Monate jünger als ich. Er kam mit uns anderen eigentlich nie so richtig klar. Wakeel nannte ihn immer einen Dussel, und irgendwann fingen die übrigen Cousins an, ihn auch so zu nennen.

Wenn man ihm etwas Neues zum Anziehen gekauft hatte, stellte er sich vor uns hin, um damit anzugeben, und sagte irgend etwas Dummes: »Wir sind zu einem Geschäft in Shahr-e-Naw gefahren, das erst vor wenigen Wochen aufgemacht hat. Sie holen alles, was sie verkaufen, aus London und Paris. Der Besitzer hat meinen Eltern gesagt, ich hätte einen guten Geschmack bei der Auswahl meiner Kleidung. Ich glaube nicht, dass ihr euch so etwas wie das hier leisten könnt.« Wenn ich ihn dann fragte, wie viel er dafür bezahlt hatte, nannte er mir das Dreifache des wirklichen Preises.

»He, Dussel«, fragte Wakeel. »Können deine Kleider irgendwelchen Zauber bewirken – bei *dem* Preis?«

Dussel begriff es nie, wenn man ihn auf den Arm nahm, und fragte dümmlich zurück: »Was für 'nen Zauber denn?«

»Können sie zum Beispiel bewirken, dass du weniger hässlich aussiehst?«, erwiderte Wakeel, und seine Stimme überschlug sich fast vor Lachen.

Wenn wir dann alle in das Gelächter einstimmten, rannte Dussel zum Haus seiner Eltern, um sich bei ihnen auszuheulen. Daraufhin versteckten wir uns auf dem Dach oder irgendwo außerhalb unseres Grundstücks oder in der Garage im Auto meines Vaters, um der Bestrafung zu entgehen.

Einmal, als Dussel seine guten Sachen anhatte und damit prahlte, füllte Wakeel seinen Mund mit Wasser, und ich versetzte ihm einen Hieb in den Magen, woraufhin Wakeel natürlich alles auf Dussel spuckte. Der arme Kerl sah uns völlig fassungslos an und fragte mit vor Wut zitternder Stimme, warum wir das getan hätten.

»Wir bereiten uns nur vor«, erklärte Wakeel. »Wir schlagen ohne Vorwarnung aufeinander ein, damit wir uns zur Wehr setzen können, falls uns jemand angreift. Das solltest du auch tun.« Und dann bekam auch er einen Schlag in den Magen; sein Gesicht allerdings ließen wir in Ruhe, damit er dort keine blauen Flecken bekam, denn das, so wussten wir, würde uns Prügel von seinen Eltern eintragen.

Eines musste man Dussel allerdings zugutehalten, etwas, das man gar nicht von ihm erwartet hätte: Er las immer viel und wusste daher mehr, als er zu wissen brauchte. Und er konnte auch gut auswendig lernen. Das brachte uns natürlich nur umso mehr gegen ihn auf.

Wenn wir zu Hause mit unseren Cousins spielten, zog Wakeel Dussel ständig auf, aber draußen auf der Straße nahm er ihn anderen gegenüber in Schutz. Wakeel war für uns alle so etwas wie ein älterer Bruder. Wenn Dussel in eine Prügelei mit Nachbarsjungen geriet – was häufiger vorkam –, sprang Wakeel zu seiner Verteidigung ein, und wenn wir im Park Fußball spielten, sorgte Wakeel immer dafür, dass Dussel und ich in seiner Mannschaft waren, damit er uns beschützen konnte.

Unsere Nachbarn waren so wie wir – ruhige, gebildete Leute.

Wenn in einem der Häuser eine Hochzeit oder eine Verlobung gefeiert wurde, war immer die ganze Nachbarschaft mitsamt ihren Kindern und ihren Dienstboten eingeladen. Jeden Freitag hielt mein Großvater nach dem Gebet in der Moschee einen zehnminütigen Vortrag darüber, wie man unsere Siedlung sauber halten, Probleme bei der Wasser- und Stromversorgung lösen oder wie man im Park mehr Spielmöglichkeiten für uns Kinder schaffen könnte. Er war nie von irgendjemandem zum Sprecher gewählt worden, doch die Menschen hörten ihm einfach zu.

Wenn eine Familie finanzielle Probleme hatte, sprach einer der älteren Männer aus dieser Familie sicher unter vier Augen mit Großvater, um ihn um die Unterstützung der Gemeinschaft zu bitten, worauf Großvater am Freitag nach dem Gebet den anderen Männern in der Moschee auseinandersetzte, dass etwas Geld gesammelt werden müsse – ohne je zu sagen, für wen. Es war wichtig, dass die Ehre der in Not geratenen Familie unbeschadet blieb.

Nachdem die anderen am Freitag die Moschee verlassen hatten, sah ich einmal zufällig, wie mein Großvater das Geld, das er eingesammelt hatte, einem Nachbarn übergab, dessen Frau schon seit mehreren Monaten krank war. Der Mann küsste meinem Großvater die Hände und sagte: »Du hast uns noch nie enttäuscht. Möge Gott dir ein langes Leben, Gesundheit und Kraft schenken.« Als Großvater merkte, dass ich ihn beobachtete, warf er mir einen tadelnden Blick zu, und ich wandte mich rasch ab. Dies war etwas, das nicht für meine Augen bestimmt war.

Großvaters Haus war sein ganzer Stolz und die McIntosh-Apfelbäume seine große Leidenschaft. Er war bereits Ende sechzig, als ich auf die Welt kam, und auch schon verwitwet. Damals arbeitete er schon lange nicht mehr und widmete sich nur noch seinem Grundstück, pflanzte Rosen, Geranien und Malven oder bewässerte seine Apfelbäume und sang dabei entweder die ganze Zeit mit verhaltener Stimme vor sich hin oder sagte leise die neunundneunzig Namen Gottes auf.

Und dann beschäftigte er sich stundenlang mit seinen Bü-

chern und las. Sein Lieblingsbuch war eine in Leder gebundene zweibändige Ausgabe von *Afghanistan im Laufe der Geschichte* von Mir Ghulam Mohammad Ghobar, bei der der Titel in goldenen Lettern in den Deckel eingeprägt war. Bisweilen las er mir daraus vor.

Er besaß aber auch die *Gesammelten Werke* von Sigmund Freud, die ebenfalls sehr hübsch eingebunden waren; doch daraus las er mir nicht vor. Wenn ich ihn nach diesen Büchern fragte, sagt er, er würde sie mir schenken, sobald ich alt genug dafür sei.

Im Winter beschäftigte er sich mit den Dichtern Rumi, Shams Tabrizi, Hafiz, Sa'adi und Omar-e-Khayyam. Gelegentlich lud er seine Freunde ein, um mit ihnen über die politische Lage in Afghanistan und in der Welt zu debattieren, doch schon bald ging es in den Gesprächen nur noch um Dichtung. Er wollte immer, dass meine Cousins und ich zuhörten, was die Erwachsenen zu sagen hatten, und Fragen stellten.

Meine Schwestern und Cousinen waren bei solchen Unterredungen nie dabei. In ihren Leben standen andere Dinge im Mittelpunkt als in denen der Jungen, aber es war ihnen stets erlaubt, Großvaters Bücher zu lesen. Großvater ermunterte sie sogar dazu; »Bildung«, pflegte er immer zu sagen und ließ sich das Wort dabei hörbar auf der Zunge zergehen, »ist der Schlüssel für die Zukunft.« Die Mädchen lasen am liebsten Gedichte, aber auch die Romane von Dostojewski, Tolstoi und Thomas Mann sowie von einigen afghanischen und iranischen Romanautoren, deren Namen in der restlichen Welt kein Mensch kennt. Alle diese Bücher waren in Dari, also Neupersisch, früher Farsi genannt, geschrieben.

Einige der älteren Mädchen, darunter auch Wakeels Schwestern, haben schon lange vor mir Großvaters Bücher von Sigmund Freud gelesen. Wir konnten sie über etwas, das sich »Ödipuskomplex« nannte, tuscheln und kichern hören. Sobald aber eines von uns jüngeren Kindern in ihre Nähe kam, hörten sie sofort zu reden auf und sahen uns auf eine Art und Weise an, die uns verständlich machte, dass wir nicht willkommen waren.

Eines Tages hob Wakeel während einer von Großvaters De-

battiterrunden die Hand und fragte, worum es denn eigentlich bei Politik ginge.

»Politik ist im Grunde genommen nichts als eine Sammlung von Lügen«, antwortete einer von Großvaters Freunden, »und Politiker sind sehr geschickte Lügner, die diese Begabung nutzen, um an Macht, Geld und Ländereien zu kommen.«

»Das müssen ja ganz gemeine Menschen sein«, sagte Wakeel.

»Das ist richtig.«

»In welchem Land gibt es denn die gemeinsten Politiker?«, wollte Wakeel nun wissen.

»Lass mich dir eine Geschichte erzählen, mein Sohn«, sagte der Freund meines Großvaters und räusperte sich. »Eines Tages wurde *Shaitan*, der Teufel, von jemandem gefragt, wie er es denn nur schaffe, bei der Vielzahl der Länder auf der Erde so viele gleichzeitig in Aufruhr zu halten – wie etwa Afghanistan, Pakistan und Palästina. Das müsse doch sehr anstrengend sein, fügte der Frager hinzu. *Shaitan* lachte darauf und sagte: ›Das ist kein Problem. Nicht für mich.‹ Er lehnte sich in sein Kissen zurück, führte das Mundstück seiner Wasserpfeife an seine schuppigen Lippen und sog den säuerlich riechenden Rauch ein, der das Wasser in der Pfeife dunkel werden und ölige Bläschen darin entstehen ließ, und blies den Rauch aus seinen Mundwinkeln wieder heraus. ›Es gibt auf Erden ein Land, das sogar mir darin überlegen ist, überall auf der Welt Konflikte auszulösen.‹«

»Tatsächlich?«, staunte Wakeel. »Welches Land kann denn noch schlimmer sein als der Teufel?«

»Es nennt sich England«, sagte *Shaitan*.«

Mein Großvater und seine Freunde mussten alle lachen und wandten sich dann wieder der Dichtkunst zu.

Es würde noch Jahre dauern, bis ich die Vorbehalte vieler Afghanen England gegenüber begriff, dem Land, das dreimal in Afghanistan eingedrungen war und dreimal wieder vertrieben wurde. Beinahe drei Jahrhunderte lang benutzten die Engländer Afghanistan als eine Art Spielfeld, auf dem sie sich mit den Russen in einem sehr üblen Machtkampf maßen. Keine der beiden Seiten konnte diesen Machtkampf für sich entscheiden, aber

ebenso wenig kümmerte es auch beide Seiten, wie viele Afghanen dabei getötet wurden und wie viel Leid sie dem afghanischen Volk zufügten.

Diese Zeiten lagen lange zurück – wie auch die Kriege, die die Könige der Antike um die Vorherrschaft in unserem Land geführt haben. Das Leben war wieder angenehm und voller Freuden; alles lief glatt – außer vielleicht für Dussel, wenn wir ihn ärgerten. Die Zeit schritt friedlich mit dem Rhythmus der Jahreszeiten voran und stupste uns liebevoll durch die einzelnen Stationen unseres Lebens. Doch dann erfüllten eines Nachts völlig unerwartet laute Rufe den Himmel: »*Allahu Akbar*« – und seitdem ist nichts mehr so, wie es einmal gewesen war.

2

Allahu Akbar

Die ersten kalten Winde von den hohen Bergen um Kabul herum machten sich in der Stadt bemerkbar. Der Herbst kündigte sich an. Besonders in den vergangenen beiden Nächten war es unangenehm kühl gewesen. An diesem Freitagnachmittag nun begannen meine Eltern und meine Tanten und Onkel damit, die *Bokhari* genannten kleinen Metallöfen, in denen Holz verbrannt wurde, in allen Zimmern aufzustellen. Irgendeinem meiner Onkel rutschten immer irgendwelche Schimpfwörter heraus, wenn Rußflocken vom letzten Winter aus einem der Rohre rieselten. Wir Cousins haben dann gelacht und sind von einem zum anderen gelaufen, um zu erzählen, was wir gehört hatten.

Es war gerade dunkel geworden, als plötzlich das Licht ausging. Ich sah hinaus aus dem Fenster. Es war nicht bloß unser Haus. Die ganze Stadt lag vollständig im Dunkeln. So etwas hatte ich noch nie erlebt. In Kabul hatte es immer elektrischen Strom gegeben.

»Oh, es ist ja finster wie in einem Grab«, hörte ich meine Mutter sagen.

Ich dachte einen Augenblick lang darüber nach. Wie konnte meine Mutter wissen, wie finster es in einem Grab war?

»Bist du je in einem Grab gewesen?«, fragte ich sie.

»Sei nicht so albern«, schalt sie mich, während sie sich auf die Suche nach Kerzen machte.

Meine ältere Schwester hatte eine Antwort parat. »In einem Grab gibt es keinen Strom, du Blödmann«, sagte sie. »Deswe-

gen ist es da natürlich finster drin.« Dann half sie meiner Mutter suchen.

Ich schaute wieder aus dem Fenster hinaus in die Dunkelheit. Auf der Straße war kein Mensch zu sehen. Konnte ein Grab so groß sein wie eine ganze Stadt?

Irgendwo in der Ferne hörte ich Stimmen. Es war wie das Murmeln Tausender Menschen von der anderen Seite der Stadt. Zuerst glaubte ich, dass es die Muezzins wären, die die Leute zum Gebet riefen. Aber die Zeit zum Gebet war schon vor zwanzig Minuten gewesen, und die Stimmen waren mir auch nicht vertraut so wie die der Gebetsrufer. Außerdem kamen sie auch nicht aus dem Lautsprecher und auch nicht aus der Richtung, in der die Moscheen lagen. Und sie wurden immer lauter. Jetzt konnte ich auch verstehen, was sie riefen: »*Allabu Akbar; Allabu Akbar.*« Gott ist größer.

Ich lief zu meiner Mutter, um sie zu fragen, warum die Leute das riefen. Sie suchte immer noch in sämtlichen Schubladen nach Kerzen; meine ältere Schwester tastete nach Streichhölzern.

»Ich weiß es nicht«, sagte meine Mutter.

»Du bist mehr als viermal so alt wie ich«, beharrte ich. »Aber trotzdem weißt du nicht mehr als ich.« Endlich fand meine Mutter eine Kerze und zündete sie an. Dann hielt sie sie in ihrer rechten Hand und schloss die Linke um die Flamme. In dem weichen Licht sah sie sehr schön aus.

Sie gab mir einen Kuss auf die Wange, was mich zum Lächeln brachte, und sagte: »Geh und frag deinen Vater. Dann wirst du mehr wissen als ich.« Das Wachs tropfte auf ihre schlanken, zarten Finger. Sie zuckte zusammen und stellte die Kerze auf den Tisch. Der Wind blies durch die Fenster, wehte die Vorhänge auf und ließ das Kerzenlicht erzittern; die Stimmen draußen wurden immer lauter.

Ich fand meinen Vater unten im Hof auf einem Vorsprung in der dicken Mauer aus Lehmziegeln, die uns von der Straße trennte. Da stand er und hoffte, dass jemand vorbeikäme, der ihm sagen konnte, was los war.

Die Stimmen schwollen an, der Wind auch. Wir hörten nun, dass die Stimmen aus verschiedenen Richtungen kamen. Das war keine organisierte Menge. Jeder schien sein eigenes »*Allabu Akbar*« zu rufen, die einen lauter, die anderen leiser.

Mit einem Mal fing auch unser Nachbar auf der anderen Seite, dem der Laden an der Ecke gehörte, damit an, in seinem Hof »*Allabu Akbar*« zu rufen. Und dann hörte ich, wie seine beiden Brüder einstimmten. Auch ein paar Gärten weiter die Straße hinunter bekamen nun ihre eigene Stimme.

Mein Vater sprang von seinem Sockel herunter und landete auf einer der Holzpaletten, auf denen wir manchmal Teppiche ausbreiteten oder uns zum Essen hinsetzten. »*Allabu Akbar!*«, rief nun auch er.

Damit hatte ich nicht gerechnet. Ich wollte es auch rufen, aber ich hörte nirgendwo Kinderstimmen. Es waren alles nur Männer, und ich bekam es ein bisschen mit der Angst zu tun. Ich hielt mich am Bein meines Vaters fest.

Als ich meinen Kopf beiläufig an sein Bein lehnte, bemerkte ich, wie eine andere Stimme daraus hervordrang; ich zog den Kopf weg und hörte wieder seine normale Stimme. Das wiederholte ich ein paarmal und rief dann meine ältere Schwester, damit sie es auch probierte. Sie schlang den Arm um sein anderes Bein und legte ihr Ohr daran. Wir waren ganz fasziniert von unserer neuen Entdeckung, aber mein Vater beachtete uns gar nicht. Er rief nun immer lauter, und das machte es für uns noch aufregender. Wir drückten abwechselnd die Ohren an seine Beine und lösten uns dann kichernd wieder davon.

Da hörte ich, wie ein paar vertraute Stimmen ebenfalls in den Chor mit einfielen. Sogar Frauen. Ich nahm das Ohr vom Bein meines Vaters. Alle meine Onkel und Tanten standen hinter meinem Vater und riefen: »*Allabu Akbar!*«

»Warum sagen das alle?«, fragte ich, an niemanden unmittelbar gewandt.

»Es ist der Jüngste Tag«, sagte meine Schwester. »Die Sonne wird während der Nacht im Westen aufgehen, und der Mond und die Sterne werden verschwinden. Die Berge werden sich



Qais Akbar Omar

Die Festung der neun Türme

Die Geschichte meiner afghanischen Familie

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 512 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-10167-4

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: August 2014

Die mitreißende Geschichte einer Kindheit und Jugend in Afghanistan – berührend, eindringlich, brillant erzählt

Die Festung der neun Türme erzählt vom Zusammenhalt einer außergewöhnlichen Familie in schlimmen Zeiten und ist gleichzeitig eine packende Chronik Afghanistans von den Achtzigerjahren bis heute. In Qais' Kindheit gehören prachtvolle Gärten, Kinder mit Flugdrachen und ausgelassene Feste zum Alltag von Kabul. Von diesen Bildern wird Qais in den nächsten Jahrzehnten zehren. Denn seit der Ankunft der Mudschaheddin und später der Taliban ist das Leben seiner Familie tagtäglich bedroht. Sie müssen fliehen, leben bei Nomaden, versuchen immer wieder, das Land zu verlassen. Und dennoch sind diese Jahre für den Jugendlichen eine Zeit voller Abenteuer und spannender Erlebnisse, über die er in einzigartiger Weise zu erzählen versteht: bildmächtig, authentisch und mit leisem Humor.



[Der Titel im Katalog](#)